

Predigtext: Matth 10, 34-39

34 Meint nicht, ich sei gekommen, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. 35 Denn ich bin gekommen, einen Mann mit dem Vater zu entzweien und eine Tochter mit der Mutter und eine Schwiegertochter mit der Schwiegermutter; 36 und zu Feinden werden dem Menschen die eigenen Hausgenossen.

37 Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. 38 Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und hinter mir hergeht, ist meiner nicht wert. 39 Wer sein Leben findet, wird es verlieren; wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden.

Predigt

Liebe Festgemeinde,

Es tönt fast wie eine Provokation aus dem Mund von Jesus: «Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» Er, Jesus, der uns doch bekannt ist als der, der kompromisslos für Gewaltlosigkeit steht.

Und doch wird uns diese Aussage von zwei

Evangelisten überliefert: von Matthäus (Mt 10, 34-39)

und von Lukas (Lk 12, 51-53). Bei Matthäus kommt sie unmittelbar nach der Berufung der 12 Jünger. Wie wenn

Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern von Anfang an

eine Illusion nehmen wollte. Nämlich die Illusion, dass

der Friede quasi gratis zu haben wäre. Dass die

Gerechtigkeit nichts kostet und dass es die Liebe gibt

ohne den Einsatz des eigenen Lebens.

Die Botschaft von Jesus hat etwas Kompromissloses

und Radikales. Das lässt sich an seinem Leben und vor

allem an seinem Sterben ablesen, und das lässt sich auch

ablesen an der Wirkung, die das Evangelium in der

2000-jährigen Christentumsgeschichte gehabt hat.

Man hat zwar immer wieder versucht – und das fängt bereits in der Bibel selber an – der Botschaft von Jesus die Spitze zu nehmen, den Jesus zu einem «lieben Herrn Jesus» zu machen, der Kompromisslosigkeit die Kanten zu brechen und der Radikalität die Schärfe zu nehmen. Aber man kann es drehen und wenden wie man will, dieser Jesus mit seinem Leben und seiner Botschaft bleibt eine Herausforderung.

Wenn er für etwas steht, dann steht er ganz sicher für den Frieden. Das erste, was Jesus als Auferstandener am Ostermorgen zu seinen 12 Jüngern sagt, ist: «Friede sei mit euch» (Lk 24,36). Was meint er also damit, wenn er in einem anderen Zusammenhang sagt, dass er das Schwert bringt? Ganz sicher nicht die Aufforderung, in den Krieg zu ziehen – für welche Wahrheit auch immer! Viel mehr verwendet Jesus den Begriff vom Schwert als Bild. Als Bild für das, was letztlich einen scharfen «Schnitt» braucht, eine Entscheidung braucht. Frieden, Gerechtigkeit und Liebe: für diese Werte muss man sich

ent-scheiden. Und mit der Entscheidung muss man auch bereit sein, dafür hinzustehen. Mit einem klaren Wort, und wenn es nötig ist, mit seinem Leben.

In vielen Bereichen kann man Kompromisse machen. Aber bei den grundlegenden Werten hört der Kompromiss offenbar auf. Es gibt keine halbe Gerechtigkeit, es gibt keinen halben Frieden und es gibt auch keine halbe Liebe.

Wenn wir heute zur Gedenkfeier an die Schlacht von Sempach im Jahr 1386 versammelt sind, dann denken wir an die Männer, an die Frauen, an die Familien, die für etwas hingestanden sind, für etwas eingestanden sind. Für die Freiheit und die Unabhängigkeit. Stellvertretend stehen sie da für die Kriegsoffer aller Generationen. In diesem Jahr 2020 ist es 75 Jahre her, dass Europa mit Hilfe der Alliierten Truppen von der Herrschaft des Nationalsozialismus befreit wurde. Auch hier sind Tausende Menschen eingestanden für

Menschwürde, für Frieden und Freiheit. Mit ihrem Wort oder mit ihrem Leben. Unser Gedenken gilt heute auch ihnen.

Frieden, Gerechtigkeit, Freiheit: das provoziert Widerstand und ist deshalb nicht gratis zu haben, es kostet etwas. Es. Es kostet Zivilcourage, es kostet eine klare Haltung und manchmal auch das Leben. Man muss mit seiner ganzen Person hinstehen.

Es gibt in der Geschichte der Menschheit viele Beispiele von Frauen und Männern, die das gemacht haben.

Dietrich Bonhoeffer war einer von ihnen. Schon früh hat er sich gegen die rassistischen Ideen des Nationalsozialismus gestellt und ist ins Visier der Gestapo geraten. Freunde haben ihm zu seinem Schutz eine gute Stelle als Professor in Amerika verschafft. Der Plan war, von Amerika aus den Widerstand zu unterstützen. Aber nach wenigen Monaten im sicheren Amerika ist er in seine Heimat zurückgekehrt. In einem Brief schrieb er: «Mein Kommen nach Amerika war ein

Fehler. Ich muss diese schwierige Periode unserer nationalen Geschichte mit den Christen Deutschlands durchleben.» Und sinngemäss weiter: Sonst werde ich kein Recht haben, die Zukunft mitzugestalten. (Edwin H. Robertson, Dietrich Bonhoeffer. Leben und Verkündigung, Göttingen 1989, 204). Diesen Entscheid zurückzukommen, für seine Überzeugung einzustehen und dafür zu kämpfen, diesen Entscheid bezahlte Dietrich Bonhoeffer am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg mit seinem Leben .

«Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» Die Nachfolge von Jesus bedeutet letztlich einen «Schnitt»: eine Ent-scheidung. Diesen Ent-scheid muss jeder Mensch frei für sich selber fällen.

«Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.» So geht es im Gedankengang weiter. Alles hinter sich lassen, die Familie, den Besitz und alles, was man sich erarbeitet hat, diesen Gedanken hat Jesus

immer wieder äussert – in verschiedenen Zusammenhängen. Kürzlich habe ich in einem Kalenderblatt den Spruch gelesen: «Fürchte dich nicht davor, langsam vorwärts zu kommen. Fürchte dich davor, stehen zu bleiben.» Und genauso verstehe ich auch die Botschaft Jesu. Jesus will, dass wir jemand werden, aus uns selber unser Leben gestalten, selber unsere Zeit und unsere Gesellschaft gestalten. Traditionen sollen wir achten, Konventionen respektieren. Aber wenn unsere Väter und Mütter vom Mittelalter bis heute nicht immer wieder aus der Tradition und der Konvention ihrer Zeit ausgebrochen wären, eine Vision gehabt hätten von mehr Frieden und Gemeinschaft, von mehr Freiheit und mehr Miteinander gleichzeitig, dann hätten wir nicht die Schweiz, die wir heute haben.

Es ist interessant zu sehen, vor welchen Herausforderungen die Menschen im 14. Jahrhundert standen. Es sind überraschenderweise ähnliche wie

heute: es gab einen Klimawandel, die sogenannte kleine Eiszeit. Sie brachte nasse und kalte Sommer; es gab die Pest, die sich pandemieartig über die damalige Welt verbreitete; das Aufkommen der Geldwirtschaft hatte soziale Umwälzungen zur Folge, Konflikte brachen auf zwischen Stadt und Land; die alten Aristokratien brachen zusammen, das Bürgertum wurde einflussreich durch Handel und Finanzwirtschaft. Die damals 8 eidgenössischen Orte (mit Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Glarus, Bern und Zürich) rangen innenpolitisch zum Teil konfliktreich um das richtige Miteinander. Und nach aussen versuchten sie im europäischen Machtgefüge zwischen den Habsburgern, den Burgundern und den Savoyern den Frieden zu sichern.

Wir haben manchmal das Gefühl, erst unsere Generation sei mit grossen Veränderungen und mit dem sogenannten Wandel konfrontiert. Ein Blick in die Geschichte lehrt uns das Gegenteil.

Und so sind unsere Mütter und Väter in den Herausforderungen ihrer Zeit hingestanden, sind für ihre Überzeugungen eingestanden, haben für Lösungen gekämpft, die für sie und zu ihrer Zeit richtig waren. Das ist es, woran wir heute denken, und uns mit diesem Gedenken bewusst machen: wir sollen auch heute für unsere Überzeugungen und unsere Werte einstehen und dafür kämpfen, aber wir müssen unseren eigenen Weg gehen, so wie unsere Väter und Mütter zu ihrer Zeit auch ihren eigenen Weg gegangen sind. So wie jeder Mensch einmal aus dem Elternhaus ausziehen muss, wenn er denn erwachsen werden will, so muss jede Generation und jede Gesellschaft ihren eigenen Weg in die Zukunft finden. Zurückgehen ist keine Option. So verstehe ich Jesus, wenn er sagt: «Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.»

Wir Schweizerinnen und Schweizer sind ein traditionsbewusstes Volk. Ich selber auch. Und wenn die Gegenwart viel Veränderung bringt, dann würde auch

ich mich manchmal gern am Vergangenen festhalten. Aber wenn ich die Botschaft Jesu recht verstehe, dann ist es doch eher so: Das, was unsere Mütter und Väter für ihre Zeit erkämpft haben und uns als Erbe hinterlassen haben, diese Tradition, sie gibt uns den Boden und auch die Freiheit, nach vorne zu blicken, neues zu denken und neues zu gestalten. Wir können darauf vertrauen, wenn wir das wollen und suchen, dass uns Gottes Geist Orientierung gibt und Kraft. Gottes Geist ist der Geist, der in jedem Menschen wirkt: der Geist der Hoffnung, der Geist des Vertrauens, der Geist, der uns ans Gute und Wahre glauben lässt.

Wir kämpfen nicht mehr mit Schwertern und Lanzen, aber nicht minder entschlossen mit den friedlichen Mitteln der Demokratie, für das, was uns heilig ist. Jesus lädt uns ein, unser Leben da hineinzulegen. Die Würde des Menschen, die Freiheit, der Friede, die Gerechtigkeit, der Gemeinnsinn.

Was das konkret heisst, in einer individualisierten

Gesellschaft, in der sich jede und jeder zu jeder Zeit alle Möglichkeiten offen halten will, in einer Schweiz, die säkular geworden ist und gleichzeitig Menschen aus verschiedensten Kulturen mit verschiedensten Religionen beheimatet, was das heisst in einer globalisierten Welt unter dem Primat der Wirtschaftlichkeit, das können wir nicht beantworten mit dem Rückgriff auf alte Zeiten. Auch in der Bibel werden wir keine Antworten finden; Jesus hat keine Gesellschaftsordnung entworfen und auch keine moderne Staatstheorie. Wir müssen mit den Werten, für die wir einstehen wollen, selber Antworten finden. Demokratisch und gemeinsam.

«Wer sein Leben findet, wird es verlieren. Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden»
(Mt. 10,39).

Wie eine Quintessenz tönt das. Wie eine Zusammenfassung. Aber auch wie ein Versprechen. Mir

ist dabei der Berner Theologe und Autor in den Sinn gekommen, der einmal geschrieben hat:

wo chiente mer hi
wenn alli seite
wo chiente mr hi
und niemer giengti
für einisch z'luege
wohi dass me chiem
we me gieng

Luzern, 21. Juni 2020 / Markus Sahli